



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Die Gräfin von Genlis

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Germanistische Sektion der Hallischen Philologenversammlung schloß sich diesen Ausführungen an und einigte sich auf folgende, dem Herrn Reichskanzler zu unterbreitende Rundgebung: „Damit das nationale Werk, seit dessen Beginn nun mehr als fünfzig Jahre vergangen sind, in zehn bis zwölf Jahren zum Abschluß gebracht werde, richten wir an die Regierung die Bitte, den Bearbeiter von G beruflich soweit freizumachen, daß seine Hauptarbeitskraft dem Deutschen Wörterbuche zugute kommt, ihn aber außerdem, ebenso den Bearbeiter von W, durch Gewährung einer größern Beihilfe in den Stand zu setzen, je zwei selbständige, ausschließlich für das Wörterbuch tätige Mitarbeiter zu gewinnen; endlich den Bearbeitern von T U und V Mittel zur Verfügung zu stellen, um je eine jüngere Hilfskraft zu ihrer regelmäßigen Unterstützung heranzuziehen.“

Außerdem beschloß sie einstimmig, die Sache des Deutschen Wörterbuches zu der ihrigen zu machen und sie, bis es vollendet sein würde, auch für alle künftigen Philologenversammlungen ein für allemal auf ihre Tagesordnung zu setzen.



Die Gräfin von Genlis

Von Charlotte Niese



ach dem Erscheinen meiner Emigrantengeschichte „Vergangenheit“ bin ich brieflich und mündlich so oft nach Frau von Genlis und danach gefragt worden, ob diese französische Schriftstellerin wirklich in Norddeutschland gelebt habe, daß ich die Antwort in den folgenden Zeilen einem größern Leserkreis geben möchte. Die Anregung zu meinem Roman verdanke ich Herrn Professor Hartensee in Hamburg, insbesondere seinem vortrefflichen Aufsatz: „Frau von Genlis“ in den Beiträgen zur Geschichte der Emigranten in Hamburg.*)

Als im Jahre 1792 und 1793 die meisten Regierungen des europäischen Festlandes die französischen Emigranten über ihre Grenzen wiesen oder den neu hinzuziehenden die größten Schwierigkeiten machten, da waren es allein die alte Hansestadt Hamburg und das dänische Königreich, die die heimatlosen Fremdlinge gastlich aufnahmen. Die Kunde, daß jenseits der Elbe, in Hamburg und in Altona, in Holstein und in Schleswig eine Zufluchtsstätte zu finden sei, verbreitete sich schnell unter den Franzosen, und von allen Seiten strömten sie herbei. Nicht allein die Anhänger des Königtums, die schon seit 1789 ein Wanderleben führten; nach der Schreckensregierung und dem Sturz der gemäßigten Parteien in Paris suchten auch Tausende von Republikanern Schutz im Auslande, und jedes Schiff, das von den französischen Häfen nach der Elbemündung ging, brachte Scharen von Flüchtlingen, die die Gastsfreundschaft des dänischen Königs oder des Hamburger Senats für sich in Anspruch nahmen. Um diese Zeit machte Hamburg den Eindruck einer französischen Stadt. Überall, in den Vergnügungsorten, auf den Straßen, fand man die französischen Gäste; hier ging ein alter Marquis in weißer Perücke und verschabtem Hofkleide, dort sah man Reihen seiner Landsleute mit rundgeschnittenem Haar, in der Bürgertracht, die sich in Paris Bahn gebrochen hatte; an einer Straßenecke war das französische Café zu finden, wo die Pariser Zeitungen auslagen, und das ein ehemaliger Herzog gegründet hatte, während überall franzö-

*) Zweiter Band. Hamburg 1900, Heroldsche Buchhandlung.

fische Puß- und Delikateessengeschäfte oder Buchläden aus der Erde wuchsen. Man mußte zu verdienen suchen, denn der Hunger tat weh; die meisten Emigranten, die Geld mitgebracht hatten, hatten es bald aufgebraucht, und viele waren so eilig geflohen, daß sie überhaupt nichts von ihren Besitzümern hatten mitnehmen können.

Die Stadt Altona bot im kleinen Maßstabe dasselbe Bild, wie die große Nachbarstadt. Auch hier landeten Schiffe mit Emigranten, auch hier fanden sie Aufnahme, und auch hier suchten viele der Fremdlinge ihr Brot als Wirte, Kellner, Bäcker, Schneider, Musiker und Tanzlehrer zu verdienen. Überall dieselben Verhältnisse. Hier ein Legitimist, der mit finstern Blick an einem Landsmann vorbeigeht, den er im ersten Augenblick als einen Republikaner und Königsmörder erkennt, und neben dem er dann doch vielleicht in einer Gesellschaft bei den Godefroys, den Pariss, den Siebekings an derselben Tafel sitzen muß. Denn die Familien der Hamburger Gesellschaft fragten nicht nach den Gesinnungen der fremden Gäste, sondern nahmen auf, was sich ihnen an interessanten Erscheinungen in dieser Hochflut darbot. An demselben Teetisch konnten sich der Kammerherr des Königs und der Mann begegnen, der für den Tod Ludwigs und seiner Gemahlin gestimmt, und der vielleicht auch seinen jetzigen Nachbarn gern auf die Guillotine gebracht hätte.

Im ganzen waren die Hamburger und die Altonaer republikanisch gesinnt. Klopstock hatte in schwungvollen Worten den Fall der Bastille besungen, und wir finden gerade in den besitzenden Klassen eine lebhafte Teilnahme für die große französische Bewegung. Die Hinrichtung des Königspaares dämpfte zwar manche überströmende Begeisterung; es gab aber auch nach diesem Ereignis noch immer kluge und gebildete Leute, die Robespierre unter die Unsterblichen rechneten.

Als die Schriftstellerin und Gouvernante der Kinder des Herzogs von Orleans, die Gräfin von Genlis, mit einer jüdischen alten Handelsfrau von Hannover über die Elbe nach dem dänischen Gebiet fuhr, da fragte sie diese nach einem Unterkommen bei einem republikanisch gesinnten Altonaer und erhielt die Antwort, daß Herr Pfloß, der Besitzer einer „Auberge“ am Rathausmarkt, mit Vorliebe republikanische Franzosen bei sich aufnähme. Dorthin also wandte sich die Gräfin und erhielt hier ein Hinterstübchen. Allerdings nannte sie ihren Namen nicht, sondern stellte sich als eine Miß Clarke vor, die aus einem englischen Kloster entwichen wäre.

Stephanie Felicité von Genlis stand nämlich auch auf der wohl zweihunderttausend Namen enthaltenden Proskriptionsliste der französischen Republik und wußte nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollte. Aus der Schweiz, wohin sie mit ihren Zöglingen Orleans geflohen war, war sie ausgewiesen worden, und die Rheinlande und Holland verschmähten ihre Gesellschaft. Jetzt hörte sie von Hamburgs und Dänemarks Gastlichkeit; da aber Hamburg von Anhängern des Königtums wimmelte, hielt sie es für richtiger, sich erst einmal nach Altona zu begeben. Ihr Mann, der Graf von Genlis, war als Royalist der Revolution zum Opfer gefallen; sie selbst aber galt nicht allein für eine berühmte Schriftstellerin, sondern auch für eine gefährliche Republikanerin.

Jakobine Genlis nannten die Royalisten sie, und sie warfen ihr vor, daß sie die Reden verfaßt hätte, die der Herzog von Orleans in den jakobinischen Versammlungen gehalten hatte, und beschuldigten sie noch andrer Dinge. Es war ihrer Behauptung nach erwiesen, daß Frau von Genlis seit Jahren schon ein Verhältnis mit Egalité gehabt hätte, daß die Herzogin, seine Gemahlin, sie wiederholt aus ihrem Hofstaat hätte entfernen wollen, daß es ihr aber nicht möglich gewesen wäre. Frau von Genlis wäre es gewesen, die in Wort und Schrift die Bourbonen angegriffen und verleumdet, die durch ihre Verbindungen mit den hervorragendsten Revolutionsmännern die Katastrophe des Königsmordes herbeigeführt hätte, die Schuld trage an der Ermordung der Prinzessin Lamballe und unzähliger andrer hochgestellter Aristokraten.

Aber auch die Republikaner zählten Frau von Genlis nicht zu den ihren. Abgesehen davon, daß sie seit zwanzig Jahren Freundin und Erzieherin im Hause der Orleans gewesen war, hatte sie durch eine Reihe von moralischen und religiösen Schriften nach der Ansicht der Jakobiner den Beweis erbracht, daß sie für Gedanken des freien Geistes und der kirchlichen Aufklärung kein Verständniß hätte, daß sie wohl in glühenden Worten für die Revolution und ihre Errungenschaften schwärmen könnte, daß es dann aber wieder Augenblicke in ihrem Leben gegeben habe, in denen sie ihre aristokratische Geburt nicht zu verleugnen vermocht hätte.

Frau von Genlis stand also gewissermaßen in der Luft, und da sich von orleanistischer Seite das Gerücht verbreitete, sie hätte die ihr anvertraute Prinzessin von Orleans in Stich gelassen, so blieb ihr auch von dieser Partei der Vorwurf der Treulosigkeit nicht erspart.

In menschlicher Beziehung bleibt Frau von Genlis eine der schwankenden Gestalten, deren Charakter niemals festgestellt werden konnte. Nur eins ist unbestritten, daß sie nämlich eine bedeutende und fruchtbare Schriftstellerin gewesen ist, deren Ruhm weit über Frankreichs Grenzen getragen wurde.

Zuerst im Hause der Orleans hatte sie sich in ihren schriftstellerischen Arbeiten mit Vorliebe der Moral und der Religion zugewandt. Sie liebte die Gegensätze, und sie selbst drückt ihre Freude darüber aus, daß sie in dem leichtsinnigen Palais Royal theologische Abhandlungen schreiben kann, die anonym erscheinen, und für deren Verfasser man zwei bekannte Geistliche hält.

Außer diesen Arbeiten verfaßte sie mehrere Abhandlungen über Erziehung und Moral, einige Lustspiele für Kinder und übersezte andre aus dem Englischen. Daß sie zwischen dieser Tätigkeit und der Erziehung der Kinder Orleans noch Zeit fand, dem Herzog aufreizende Reden zu verfassen und Umgang mit den Häuptern der Revolutionspartei zu pflegen, ist schon erwähnt worden. Sie war in Paris eine gefürchtete und zugleich eine bekannte Persönlichkeit; sie liebte es, mit scharfen Worten öffentlich in den Streit der Meinungen einzugreifen, und sie hatte mehr Freude an Feindschaften, als daran, sich Freunde zu machen.

An der besondern Art ihrer Kampfesfreudigkeit lag es denn auch, daß sie alle Bitternisse der Verbannung kennen lernen mußte. Die Herzogin von Orleans hatte ihr schon die Begleitung ihrer Tochter untersagt, als Frau von Genlis plötzlich mit ihr aus Frankreich floh und sie mit sich in die Schweiz nahm. Hier trennte sie sich von der Prinzessin, wahrscheinlich, weil sie glaubte, ohne sie sicherer reisen zu können. Aber sie wurde doch erkannt und ausgewiesen und kam erst wieder zur Ruhe, als sie nach Altona gegangen war und beschloß, eine Zeit lang in der Verborgenheit zu leben.

In Norddeutschland hatte sie als Schriftstellerin einen Namen. Ihre Briefe über die Erziehung der Frauen, einige moralische Kindererzählungen, les Veillées du château hatten ihren Weg in die Häuser der Wohlhabenden gefunden; man bewunderte ihr elegantes Französisch, ihre hohe Moral, ihre geschickte Art, Unterhaltung und Tugend miteinander zu verbinden. Aber man bewunderte natürlich nur die Schriftstellerin; von der Frau selbst hatte man keine Ahnung. Daß die unscheinbare Miß Clarke, die sich in dem Altonaer Gasthaus nur gelegentlich an der Mittagstafel zeigte, die Frau sei, von der die Royalisten wissen wollten, daß sie in Hamburg mit dem General Dumouriez als seine Maitresse lebte, ahnten auch die Leute nicht, die dieser Miß Clarke gelegentlich begegneten. Weder die städtischen und die dänischen Beamten, die ihren Mittagstisch im Pflöschchen Hause hatten, noch der Wirt selbst und sein Kreis. Der Stadtphysikus, Doktor Unzer, selbst ein Dichter, der in Verkehr mit Klopstock, Matthias Claudius, den Stolbergs und andern literarischen Persönlichkeiten stand, unterhielt sich gern mit der bescheidenen Engländerin, verschaffte ihr Musterzeichnungen für Kattunfabriken, denn wie alle zugereisten Fremden war sie in großer Geldverlegenheit, und erzählte ihr auch wohl, daß im englischen Theater, das in Hamburg und in Altona Vorstellungen gab, Komödien gegeben würden, die von der bekannten Frau von Genlis verfaßt

seien. Ohne Zucken hörte die Gräfin diese Worte an. Sie selbst schien sich nicht für die Literatur zu interessieren. Wenn sie Abends mit der Wirtsfamilie allein war, spielte sie Harfe und entzückte durch ihr Spiel nicht allein die empfindsame Wirtstochter, sondern auch einen Altonaer Bäckermeister. Er war Wittwer und beschloß, die interessante Fremde zu seiner Frau zu machen. Als diese ihm durch den Wirt sagen ließ, daß sie ledig zu bleiben wünsche, war er sehr betroffen. Diese Episode hat Frau von Genlis in ihren Memoiren berichtet, ebenso, wie sie nicht unterließ, zu erzählen, daß sie trotz ihres vorgerückten Alters — sie war fünfzig Jahre — auf die deutschen Männer großen Eindruck gemacht habe und sich ihres Liebeswerbens kaum hätte erwehren können. Ob das wahr ist, bleibe dahingestellt; jedenfalls war die französische Schriftstellerin eine Frau, die durch Klugheit und sympathisches Auftreten unbefangene Menschen wohl bezaubern konnte. Als sie nach zehn Monaten strengster Zurückgezogenheit Altona verließ, um in Hamburg unter ihrem wahren Namen aufzutreten, hatte sich in den Emigrantenkreisen manches geändert. Einige ihrer erbittertsten Feinde waren weggegangen oder auch verstorben und gestorben. Auf und ab flutete der Strom der Fremdlinge. Manche wandten sich nach Holstein und Schleswig, andre mußten die öffentliche Wohltätigkeit in Anspruch nehmen und wurden auf den Gütern der Umgegend untergebracht; andre wieder kämpften so mit der Not des Lebens, daß sie gleichgiltiger über die dachten, denen sie die Hauptschuld an dieser Not gaben. Genug, als die Gräfin Genlis plötzlich mit ihrem Schwiegersohn, dem aus Holland zugereisten Grafen von Valence, in die Öffentlichkeit trat, ergoß sich wohl noch ein Strom bitteren Spotts bei den Royalisten über sie; das aber, was sie gefürchtet hatte, eine persönliche, tätliche Rache von einem Widersacher, trat nicht mehr ein. Und einen Kampf in Wort und Schrift konnte sie vertragen. Es war ihr Lebenselement, ihr Trost in den langweiligen Tagen der Verbannung.

In der dunkeln Kammer bei Herrn Pfluck in Altona hatte sie ihren ersten Roman geschrieben, der jetzt in Hamburg verlegt wurde. Er hieß die „Schwanenritter“ und schilderte den Hof Ludwigs des Sechzehnten und die Abenteuer Marie Antoinettens. Sein Inhalt war so anstößig und böshaft, daß die Legitimisten in helle Wut gerieten; aber er hatte einen großen Erfolg und wurde bald darauf ins Deutsche übersetzt. Bei vornehm denkenden Hamburgern, bei Frau Doktor Reimarus und Herrn Peter Boel erregte er lebhaften Zorn. Die Doktorin schreibt an einen Freund: „Madame Genlis neuer Roman ist Ihnen wohl schon vor die Augen gekommen, und seine Zucht- und Ehrvergeffenheit auch. Und diese respectable Dame spricht nur von Zucht und Tugend. Sie spielt die fromme, und taugt gewiß nichts; ist aber mächtig klug.“ Herr Peter Boel spricht sich noch stärker über den Grafen Valence und die Gräfin selbst aus, deren „gründliche Schlechtigkeit“ zu durchschauen er Gelegenheit gehabt hatte. Frau von Genlis dagegen schreibt in ihren Memoiren: *J'étais fort aimée à Hambourg, l'une des villes les plus hospitalières de l'Allemagne.*

Den Schwanenrittern folgt eine *Epître à l'asile que j'aurai*, eine Gedichtsammlung, die ihres rührenden Tones wegen ihr aus den verschiedensten Teilen Deutschlands Dankbriefe und Einladungen einbringt. Die Fürstin Radziwill in Warschau errichtet ein Häuschen in ihrem Garten, das sie *l'Asile de M^{me} de Genlis* nennt, und sie fordert die Dichterin auf, es als solches zu betrachten. Frau von Genlis hatte aber vorläufig andres zu tun. Sie gibt ihre Verteidigungsschrift heraus: *Précis de la conduite de Madame de Genlis depuis la Révolution.* In diesem Werke verteidigt sie ihr rätselhaftes Betragen, ihre Beteiligung an der Revolution, ihren Verkehr mit den Hauptführern. Sie ist unschuldig an allem, was ihr vorgeworfen wird, wenn sie auch zugeben will, daß sie eine Freundin der gemäßigten Republik ist, und auch den Orleans keine Herrscherkraft zutraut. Weit-schweifig und umständlich ist ihre Darstellung; in einem Federzuge verrät sie die Orleans, von denen sie bis vor kurzem eine Pension erhalten hat, und sie macht

ihre Verneigung vor dem neuen Frankreich, das sie noch immer verbannt. Vorläufig nützt ihr das langatmige Buch nichts; sie muß in Hamburg oder in dessen Umgebung bleiben, gemieden vom bessern Teil der französischen Gesellschaft, während sie doch allmählich einen Kreis um sich versammelt, denn ihr Wiß, ihr Unterhaltungstalent, ihre Schlagfertigkeit ziehen Bewunderer in ihren kleinen Salon. Dazu kommt, daß sich eine Nichte, ein Fräulein von Sarcey, zu ihr und dem Grafen von Valence gesellt, und daß auch ihre „Pflegetochter“ Pamela, Lady Fitzgerald, nach Hamburg kommt. Diese Pamela galt für die Tochter Egalités und der Frau von Genlis und wird als ein Wesen von außergewöhnlichem Liebreiz geschildert. Zu diesen nahen Verwandten kam noch der Marquis von Ducrest, der Bruder der Gräfin, und so hatte sie einen kleinen Anhang in Hamburg, der sich durch mancherlei Beziehungen vergrößerte. Mancher deutsche Schriftsteller machte der kleinen dunkeläugigen und lebhaften Frau seine Aufwartung, um die berühmte Kollegin zu sehen. Auch Klopstock besuchte sie und erklärte, daß er gut von ihr unterhalten worden sei. Sie aber schreibt später in ihren Memoiren, daß dieser kleine häßliche, hinkende Greis sie mit einem Schwall von Worten überschüttet hätte und ihr keine Zeit gelassen habe, auch nur einen Satz zu sprechen. Die zwei jungen Damen sind für Frau von Genlis eine große Stütze. Lady Pamela Fitzgerald ist zwar eine verheiratete Frau, aber sie ist nicht unempfindlich gegen die Huldigungen der Männer, und Henriette de Sarcey findet sogar in dem Hamburger Kaufherrn Konrad Matthiessen einen reichen und vortrefflichen Ehemann. Die Hochzeit wird in dem schönen Familienhause der Matthiessens in der Reichenstraße gefeiert, aber nach fünf Jahren die Ehe wieder geschieden. Die junge leichtsinnige Französin weiß sich nicht in ihren vierundzwanzig Jahre ältern Gatten zu schicken. Sie macht das Haus zum Tummelplatz ihrer leichtfertigen Landsleute und läßt sich endlich von einem von ihnen entführen. Auch die schöne Pamela endet als Abenteurerin.

Dies geschah aber alles erst später; vorläufig genoß Frau von Genlis die Verbindung mit einem wohlhabenden Hause, wechselte allerdings inzwischen ihren Aufenthalt, indem sie der Einladung einer Bewunderin auf das Land folgte, und vergaß nicht, daß sie noch immer auf der Proskriptionsliste stand.

Es hatte sich unter den Emigranten eine Partei gebildet, die den jungen Louis Philipp von Orleans zum König von Frankreich haben wollte. Als Frau von Genlis von diesem Plan erfuhr, richtete sie an den Prinzen, der ja ihr ehemaliger Schüler war, einen offenen Brief, worin sie ihn beschwor, niemals die Königswürde anzunehmen. Erstens, weil er sich nicht für den Thron eignen, dann auch, weil es Verrat gegen die junge französische Republik sein würde, ihr wieder einen König geben zu wollen. Sie schrieb in dem ernststen Ton einer Gouvernante, zählte alle Fehler auf, die sie an Louis Philipp entdeckt hatte, und sprach schließlich den Wunsch aus, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, um ihrem Lande dienen zu können. Sie erwähnte auch, daß sie in der Verborgenheit gelebt hätte, und sie sagte, daß sie ihren Namen abgelegt hätte, um sich in Ruhe sammeln zu können.

Vorläufig hatte dieser offene Brief nur den Erfolg, daß die Orleans die Treulosigkeit ihrer einstigen Erzieherin öffentlich bestätigt fanden; aber die Brücke nach Frankreich war für Frau von Genlis geschlagen.

Nun gab sie *Les petits émigrés* heraus, ein Mittelding von Roman und Lehrschrift in Briefen. In diesem Buch ist, wie in jedem Werk der Genlis, viel von Weisheit und Tugend die Rede; aber es hat Handlung, und die Schicksale der aus Frankreich vertriebenen Kinder, die mit ihren Eltern von einem Lande ins andre ziehen müssen, haben etwas Rührendes. Am eignen Leibe hatte Frau von Genlis die Verbannung empfunden; hier gab sie die Gefühle und Gedanken aller Emigranten wieder. Verschiedne Briefe sind aus Hamburg und Holstein datiert und beschreiben in allerdings sehr flüchtigen Zügen das Leben in Norddeutschland.

Les petits émigrés enthalten nichts, was die Royalisten verletzen konnte; höchstens den Umstand, daß einer der jungen darin auftretenden Kavaliere seine

Muttersprache verkehrt schreibt und nichts von allgemeiner Bildung ahnt. Der Erfolg des Buches war groß; noch heute findet man es in vielen Bibliotheken.

Immer fleißiger arbeitete die Dichterin. Von Lustspielen ging es zu Dialogen in französischer und deutscher Sprache; von neuen Fabeln zu den *Mères rivales*, ihrem dritten Roman. Bald nach der Hochzeit ihrer Nichte wandte sie sich nach Berlin, um auch dort länger zu bleiben. Aber sie hatte nicht mit dem Haß ihrer Landsleute gerechnet, von denen sich eine Anzahl am Hofe Friedrich Wilhelms des Zweiten aufhielt. Die preußische Polizei brachte sie wieder über die Grenze. Der König ließ ihr zum Trost sagen, daß er ihre Bücher nicht aus seiner Bibliothek verbannen würde. Da gab sie dem preußischen Gendarmen folgende Verse mit:

Malgré mon goût pour les voyages,
Je promets, avec grand plaisir,
D'éviter, et même de fuir
Ce royaume dont les usages
N'invitent pas à revenir!

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms des Zweiten versuchte sie dann doch noch einmal in Berlin zu wohnen und hielt sich ein Jahr lang in Charlottenburg auf.

Überall führte sie dasselbe Leben. Sie arbeitete, suchte neue Eindrücke, suchte einflußreiche Bekanntschaften zu machen und selbst Einfluß zu erringen. Sie gab Stunden, malte und sticht für Geld, sie spielte, wenn es sein mußte, Theater und gab Harfenkonzerte. Von großem Fleiß und bewundernswerter Elastizität wußte sie sogar die Bewunderung mancher Gegner zu erringen, während sie zugleich verstand, sich bei den maßgebenden Persönlichkeiten in Paris in Erinnerung zu bringen. Da geschah denn endlich, wonach sie so lange gestrebt hatte: als Frankreich wieder einem großen Teil seiner Kinder die Grenzen öffnete, durfte auch sie nach Paris zurückkehren. Diese Glücksbotschaft empfing sie in Hamburg, und nicht ohne Rührung schied sie von der gastlichen Stadt und dem kleinen Altona, in dessen Mauern sie sich hatte verbergen können. Dann warf sie die Vergangenheit hinter sich und stellte gleich nach ihrer Ankunft in Paris dem ersten Konsul ihre Feder zur Verfügung. Sie erhielt den Auftrag, für ihn zweimal monatlich Briefe zu schreiben, die das Leben des alten Hofes, der Emigranten im Auslande, ihre Politik und ihre Moral behandelten. Auch mußte sie melden, was man über die neue Regierung redete. Leider sind diese Briefe nicht erhalten; Frau von Genlis, die, wie ihre Feinde behaupteten, sogar ihre ärztlichen Vorschriften drucken ließ, hat dafür gesorgt, daß diese Mitteilungen vernichtet wurden. Dafür erhielt sie vom ersten Konsul freie Wohnung und eine Rente von sechstausend Franken, die sich unter dem Kaiserreich noch erhöhte. Jetzt hatte sie eine Stellung und einen Einfluß, die ihr große Macht verliehen und ihr die Mittel in die Hand gaben, um ihre Rache an diesem und jenem Feinde zu kühlen. Ihren Angehörigen verschaffte sie Anstellungen bei Hofe, und sie erhielt später auch noch eine Rente von der Königin von Neapel. Als jedoch die Bourbonen wieder in Paris einzogen, war sie die erste, dem König ihre Huldigung darzubringen. Aber Ludwig der Achtzehnte gewährte ihr keine Audienz, und als sie sich nun wieder den Orleans zuwandte, wurde sie kühl aufgenommen. Allerdings gab ihr einstiger Schüler, Louis Philipp, ihr ein Jahrgeld, aber weder er noch seine Schwester konnten vergessen, daß sie ihnen sowohl in den Zeiten der Emigration wie unter dem Kaiserreich die Treue schlecht gehalten hatte.

So sehr ihre niedrigen Charaktereigenschaften sie in den Augen aller rechtlich denkenden Menschen herabsetzten, so errang sie sich als Schriftstellerin doch immer höhern Ruhm. Hatte sie auch unter ihren französischen Kollegen die größten Feinde, und wurde ihr durch unzählige Aufsätze und Epigramme gezeigt, wie sehr man sie verachtete, so mußten doch auch ihre Gegner zugeben, daß ihr Salon einer der besuchtesten in Paris war, und daß besonders die Ausländer zu ihr eilten, um die Bekanntschaft der Frau zu machen, die durch ihre Abenteuer und ihre Arbeiten

eine der bekanntesten Schriftstellerinnen in Europa geworden war. Wenn auch Sainte-Beuve von ihr sagte, daß sie wohl gut, aber niemals besser schreiben könne, so stand sie dennoch in Stil und Sprache weit über dem Durchschnitt der schreibenden Frauen, und war ihre Unterhaltung auch oft boshaft, ihr Salon schmutzig und unordentlich, so umgab sie doch immer der Schein des Ungewöhnlichen.

Im Jahre 1825 gab sie ihre *Memoiren* heraus. In diesen beschrieb sie ihre Erlebnisse und wunderlichen Schicksale und rächte sich vor allem an ihren Landsleuten, die ihre Feindschaft erworben hatten, mochten sie schon lange tot oder noch am Leben sein. Noch einmal ließ sie den alten Hof und seine Hauptpersönlichkeiten auferstehn; Marie Antoinette wurde eben so scharf beurteilt wie die unglückliche Prinzessin Lamballe, aber wie sie die Toten schmähte, so rechnete sie auch mit den lebenden Schriftstellern ab, von denen mancher sie in Romanen und Gedichten eine schlechte Rolle hatte spielen lassen. Es gab wohl keinen unter ihnen, von Frau von Staël an, dem sie nicht vorwarf, ein Dummkopf oder ein Plagiator zu sein, während sie sich selbst die bedeutendste Schriftstellerin Frankreichs nannte.

Ihre *Memoiren* wurden viel besprochen, und sie fanden reichliche Entgegnung. Es regnete Pamphlete und Broschüren über sie, von denen Madame de Genlis ein miniature am bekanntesten geworden ist. War sie boshaft, so waren ihre Gegner noch boshafter, es erschien damals selten ein *Memoirenband* aus französischer Feder, der ihren Namen nicht mit irgend einem häßlichen Zusatz genannt hätte.

Sie war nicht unglücklich darüber; ihr Leben war ein Kampf gewesen, es sollte so bleiben. Allerdings wurde es einsam um sie. Ihre Angehörigen waren tot, ihr Einfluß war geschwunden. Wohl kam noch hin und wieder ein Fremder zu ihr, um die merkwürdige Frau zu sehen, die noch wie ein Wahrzeichen vergangener Zeiten in ihrem bescheidenen Zimmerchen von der Vergangenheit zehrte. Aber auch diese Besuche wurden seltner, und als Frau von Genlis am 31. Dezember 1830, vierundachtzig Jahre alt, starb, da gehörte sie schon für viele Menschen zu den Antiquitäten. Sie hatte noch erlebt, daß ihr ehemaliger Zögling Louis Philipp von Orleans den Thron Frankreichs bestieg; aber sie war zu alt und zu müde, jetzt das alte Spiel der verkannten Tugend nochmals zu beginnen. Übrigens hat sie als Erzieherin der Kinder Orleans große Verdienste gehabt; sie ist es z. B. gewesen, die die jungen Prinzen zu kräftigenden körperlichen Übungen anhielt, sie in jeder Beziehung abzuhärten versuchte und ihnen in ihren jungen Jahren beibrachte, sich selbst zu helfen und sich nicht bedienen zu lassen. Gerade diese Erziehung war für die verbannten Fürstenkinder von großem Nutzen, und wenn Louis Philipp auch vermieden hatte, in Hamburg mit Frau von Genlis zusammenzutreffen, wo auch er sich eine Zeit lang als Emigrant aufhielt, so hat doch er später ebenso wenig ein hartes Wort über sie gesagt, wie seine Mutter, die Herzogin, die sich in Stillschweigen über die Frau hüllte, der sie im eignen Hause viele bittre Stunden verdankte, und die sie in der Zeit der Gefahr verraten hatte.

Gräfin Genlis hat gegen hundert Bände geschrieben, Lustspiele, Gedichte, Romane und Abhandlungen jeder Art. Ihre Romane haben meist einen geschichtlichen Hintergrund, den sie dann auf irgend eine Weise mit der Gegenwart in Verbindung zu bringen wußte. Ihr Französisch ist leicht und flüssig, noch heute liest man einige ihrer Beschreibungen mit Vergnügen, während ihre aufdringliche Moral langweilt.

Frau von Staël rechnete sie unter die besten Schriftstellerinnen. Auf die Bemerkung eines Freundes, daß Frau von Genlis überaus hämisch über die Verfasserin der „*Corinna*“ geurteilt habe, zuckte diese die Achseln: „Sie hat mich angegriffen, ich habe sie gelobt; damit waren unsre Beziehungen zu Ende.“

Heute ist Frau von Genlis vergessen; und daß sie einst jahrelang in Norddeutschland gelebt hat, weiß kein Mensch mehr. Aber auf den Bücherbretern unsrer Großmütter haben *Les petits émigrés* und *Les veillées au château* gestanden, und den Spuren der merkwürdigen Frau kann man noch heute in Altona und Hamburg

nachgehen. Sie selbst sagt in ihren Memoiren: „Über alle Welt habe ich mich zu beklagen gehabt, nur nicht über das Publikum, das mich nicht kannte und nur meine Werke las.“

Vielleicht wird man es jetzt begreifen, daß Frau von Genlis als Mensch nicht die Achtung erringen konnte, die ihr als Schriftstellerin gebührt.



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)



Es dämmerte mir nun auf, daß unsre Reise in das Land der Freiheit noch manche Schwierigkeit haben würde, von der ich nicht geträumt hatte. Freundschaften, denen erst mit dem Messer Respekt eingeflößt werden muß, sind von keiner vertrauenswürdigen Art, und da schon die erste Brücke, über die wir gehn wollten, ohne Verlaß war, eine gefährliche Notbrücke, über die man mit einem Stoßgebet wandert, so fing ich an zu mutmaßen, daß es auch mit der andern Brücke, die bis zum sichern Grunde führen sollte, eine ähnliche Bewandnis haben werde und also der Mann, der uns mit Geld ausrüsten sollte, seine Wohnung im Monde habe. Als ich Röder eine Andeutung von meinen Kümernissen machte, zuckte er ungeduldig mit den Achseln, ohne mich einer Antwort zu würdigen, und ließ mich darauf wohl eine Stunde schweigend hinter sich hertragen. Überhaupt behandelte er mich in einer kurzen Art und spielte sich immer mehr als die größere und wichtigere Welt aus, um die sich meine eigne Person als ein unbedeutender Wandelstern zu drehen habe, während ich doch auch für mich selber etwas vorstellen wollte und mich nicht deshalb in die Freiheit hineingerettet hatte, um einer neuen Knechtschaft zu verfallen. So steuerten wir, nachdem wir anfangs so einig gewesen waren, schon nach kurzer Zeit in innerer Entfremdung durch das pfadlose Meer unsers ungewissen Schicksals, nur noch durch das Band des Selbsterhaltungstriebes aneinander geknüpft. Dieses letzte, was uns verband, war auf seiner Seite wohl von geringerer Stärke als auf der meinigen. Er hatte meiner ja wohl bedurft, als er die ersten Schritte aus seiner Zelle hinaus tun wollte, nachher jedoch konnte er mich recht gut entbehren, und ich war ihm eher ein Hindernis als eine Förderung. Wenn er mich dennoch nicht im Stiche ließ, sondern mich treulich hinter sich her schleppte, so lag der Grund dazu vielleicht in einem Mißtrauen in meine Fähigkeit, ohne ihn fertig zu werden, in der Furcht, daß ich, auf mich selbst angewiesen, bald in die Hände der Häschler geraten und ihm dann ebenfalls verderblich werden könne, oder in einer ehrlichen Treue, die ihn anhielt, mich, da er mich nun einmal mitgenommen hatte, auch nicht aufzugeben. Bei mir dagegen war es die Einsicht, daß ich auf ihn angewiesen wäre und ohne ihn mich durchaus nicht zu retten vermöge. So blieb ich ihm denn auf den Hacken und hingte mich unverdrossen an seine Rockschöße, wie wunderbar mir auch seine Kometenbahn vorkam, alle eigne Meinung vorläufig beiseite legend und mich ganz in seine Gewalt begebend. Daß auch er selber nur der Trabant eines andern war, eines unwesentlichen Geschöpfes, das ihn völlig beherrschte und alle seine Schritte lenkte, sah ich erst später. Denke ich an die damals gelaufenen Wege zurück, an dieses Kreuz und Quer durch Nacht und Nebel und Finsternisse, an dieses schattenhafte Umherhuschen im Dunkel und an alle die Not und das Elend, das wir dabei ausstanden, so habe ich das Gefühl, als wären wir in einem dunkeln Raum voll kreisender Räder, von denen jedes uns